



Vom Zauber der Wissenssoziologie – Orientierungsversuche im Dickicht der Soziologiegeschichte

THORSTEN BENKEL

GABRIELE CHRISTMANN, Robert E. Park. Konstanz: UVK 2007, 136 S., kt., 14,90 €

MARTIN ENDRESS, Alfred Schütz. Konstanz: UVK 2006, 156 S., kt., 14,90 €

STEPHAN MOEBIUS, Marcel Mauss. Konstanz: UVK 2006, 156 S., kt., 14,90 €

BERNT SCHNETTLER, Thomas Luckmann. Konstanz: UVK 2006, 157 S., kt., 14,90 €

JÖRG STRÜBING, Anselm Strauss. Konstanz: UVK 2007, 151 S., kt., 14,90 €

Außerhalb der Soziologie findet Soziologiegeschichte so gut wie nicht statt. Die Soziologie ist somit selbst zur Thematisierung ihrer historischen Verlaufslinien gezwungen. Eine Schriftenreihe, die sich dieser Aufgabe mit einem sowohl theoriegeschichtlichen wie auch personenzentrierten Fokus stellt, erscheint seit 2006 im Universitätsverlag Konstanz. Unter der Herausgeberschaft von *Bernt Schnettler* widmen sich die Bände dieser Reihe der Einführung in das Leben und Werk von „Klassikern der Wissenssoziologie“.

Die Perspektive auf einzelne, dem wissenssoziologischen Spektrum auf sehr unterschiedliche Weise verbundene Akteure dient nun nicht dazu, sichtbar zu machen, dass Wissen-Schaffen (und die sukzessive Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen) ein subjektiver Handlungserfolg ist. Vielmehr lässt die Anlage der vorliegenden Bände den Schluss zu, dass es um eine breit angelegte Bilanz über einzelne, durchaus heterogene Ansätze geht, die in der Summe eine wissenssoziologische Schnittstelle aufweisen. Darüber hinaus ist der deutschsprachige Raum noch von einigen Rezeptionslücken hinsichtlich US-amerikanischer Strömungen gekennzeichnet. Diese Leerstellen können durch die konzise Überblicksdarstellung innerhalb der Schriftenreihe zwar nicht gefüllt, aber doch wenigstens provisorisch abgedeckt werden (Bände zu *Merton* und *Garfinkel* sind angekündigt). Auch die historischen Verbindungslinien zwischen der älteren und der neueren Wissenssoziologie sollen, wie die Inklusion etwa von *Mannheim* und *Plessner* erahnen lässt, thematisiert werden; und als generelle Klammer steht über all dem das ausdrückliche Interesse des Herausgebers, dass die „Klassiker der Wissenssoziologie“ Aufklärungsarbeit leisten mögen über bedeutende Wissenschaftler, denen die Soziologie im Zuge ihrer Historisierung bislang zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Und in der Tat: Namen wie *Park* oder *Strauss* nehmen in der deutschen Soziologie bestenfalls Positionen am Randbereich des Diskurses ein, und bei *Mauss* sieht es kaum besser aus, sofern er überhaupt der Soziologie und nicht

der Ethnologie oder der Kulturanthropologie zugeordnet wird. Selbst das Werk von *Alfred Schütz*, dessen originäre Theorie- und Schulbildung in der Übersichtsliteratur der Zunft noch recht großen Nachhall hat und fruchtbar fortgeführt wird (etwa durch die Konstanzer wissenssoziologische Tradition um *Thomas Luckmann*), ist in den Seminarräumen wohl doch vergleichsweise unterrepräsentiert. Der status quo dieser Auswahl scheint also die Tendenz zu bestätigen, dass wissenssoziologische Vordenker heute einen schwierigen Stand haben. Als Zentralgegenstand von Einzeluntersuchungen und Anschlussforschungen spielen die meisten der hier vorgestellten „Klassiker“ in der öffentlichen Wahrnehmung soziologischer Debatten fraglos eine geringere Rolle als, beispielsweise, *Bourdieu* oder *Luhmann*. Gäbe es nicht *Luckmann*, der für die Wissenssoziologie der Nachkriegszeit eine kaum zu überschätzende Vermittlungsrolle gespielt hat (und noch immer spielt), entstünde beinahe der Eindruck einer namenlosen Unterdisziplin. Denn obwohl die Wissenssoziologie heute zu den wichtigsten und auch empiriefähigsten Paradigmen innerhalb des Spektrums der Sozialtheorien zählt, müssen viele ihrer historischen und partiell auch gegenwärtigen Protagonisten auf deutschem Boden auf die (Wieder)Entdeckung noch warten. Schon der Versuch, diese Verhältnisse mithilfe einer Schriftenreihe zu verändern und damit das Fundament der Wissenssoziologie näher auszuleuchten, verdient Anerkennung.

Die Auswahl, die den ersten fünf Bänden der „Klassiker der Wissenssoziologie“ zugrunde liegt, zeigt einige wiederkehrende Motive auf. Dazu zählt die auffällige, als wissenssoziologisches Grundmotiv indes nicht überraschende Übereinstimmung der porträtierten Soziologen, von spezifisch sinnkonstituierten Wissensräumen auszugehen, die im Kontrast und zugleich in dialektischer Ergänzung zur Alltagswelt stehen. Hinzu kommt, außer bei *Mauss*, die biografische und werkgeschichtliche Verbindung zur USA und die teils unmittelbare, teils vermittelte Berührung mit der „Chicago School“. *Mauss* und *Park*, aber auch *Strauss* und *Schütz* (vgl. *Srubar* 1988) weisen überdies eine (bald stärkere, bald schwächere) anthropologische Ausgangsstellung auf. In den Monografien, deren Autoren mehrheitlich dem Konstanzer Kreis um *Luckmann* und *Hans-Georg Soeffner* verbunden sind, liegt der Schwerpunkt indes auf einem binnenperspektivischen Zugang, der weniger die Verbindungslinien nach außen, sondern stärker die singuläre Person in den Mittelpunkt stellt.

1. Luckmann – Die Anatomie des Selbstverständlichen

Bernt Schnettler hat die nicht einfache Aufgabe auf sich genommen, mit *Thomas Luckmann* einen Soziologen zu porträtieren, über dessen Gesamtwerk sich noch nichts Abschließendes sagen lässt. *Luckmann* ist der Einzige in der Reihe der wissenssoziologischen Klassiker, der – ad multos annos! – noch lebt, und er ist der Soziologie nach wie vor aktiv verbunden ist.

Luckmann sieht „die Verankerung jeder Humanwissenschaft in der Lebenswelt“ (36). Auch das Fundament der Soziologie ist folglich ein lebensweltliches. *Schnettler* begreift diese Ausgangsstellung als „Anti-Scientismus“ (70), aber *Luckmann* betont, dass eine Protosoziologie (die übrigens „Protopsychologie und Soziologie“ zugleich sein müsste, 83) nicht ausreicht, um die konkreten Problemlagen der Gesellschaft zu analysieren. Die „prinzipielle Interpretativität“ der Sozialwelt, von der *Schütz* spricht (70), bezieht zwar auch die Selbstdeutung der Akteure innerhalb der sozialen Wirklichkeit mit ein, aber diese Perspektiven müssen Objekte wissenschaftlicher (wissenssoziologischer) Refle-

xion werden, damit geklärt werden kann, worauf dieses Realitätsverständnis subjektiv aufbaut.

Berger und Luckmann, deren „Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1966) als innovative „Theorie der Wissenssoziologie konzipiert ist und rasch zur sozialwissenschaftlichen Pflichtlektüre wurde, sprechen von Internalisierungsprozessen, die subjektiv als Kristallisation von „Gesellschaft, Identität und Wirklichkeit“ verstanden werden. Gesellschaft ist das Konstitutionsprodukt von Externalisierung, Objektivation und Internationalisierung, d. h. Gesellschaft ist durch soziales Handeln begründet, wird aber als quasi-natürlich aufgefasst; ihr wird der Rang der Quasi-Natürlichkeit zugeschrieben und dieses als zutreffend qualifizierte Wissen wird verinnerlicht und sozialisatorisch weiter gegeben (Berger/Luckmann 1992: 144, 139). Auf der Basis ähnlicher Überlegungen hat sich im Laufe der Zeit eine nahezu inflationäre Anzahl sozialkonstruktivistischer Ansätze entwickelt (vgl. Hacking 1999), die indes vielfach den konstitutiven Erfolg sozialen Handelns als einen Geheimmechanismus missverstehen, den es, mitsamt den Grundlagen moderner wissenschaftlicher Erkenntnis, überkritisch aufzuhebeln gilt. Schnettler zitiert das anerkennende Lob Ian Hackings, dass Berger und Luckmann eben keine fundamentale Dekonstruktion betreiben wollen, bei der auch die subjektinterne Welt zum Gegenstand eines Konstruktionsgerüsts; aber es erscheint doch ein wenig missverständlich, wenn auf der selben Seite zu lesen steht: „Wirklichkeit existiert also nicht ohne den Menschen“ (92). Das ist hinsichtlich der gesellschaftlichen Realität, die von Handlungen und Kommunikationen getragen wird, sicher richtig, aber nicht im Hinblick auf das Papier, auf das diese Sentenz gedruckt ist.

Gegen das Vorurteil einer mikrologisch verkürzten Handlungstheorie bei Luckmann betont Schnettler, dass das Wechselverhältnis von Handlung und Struktur eine gesellschaftstheoretische Dimension darstellt, die besonders in Luckmanns bislang letzter großer Arbeit, der Theorie des sozialen Handelns von 1992 zum Vorschein kommt (76, 95). Hier differenziert Luckmann zwischen den drei Handlungstypen Denken, Wirken und Arbeit. Stehen die beiden ersten Kategorien für Bewusstseinstätigkeiten respektive Umwelteingriffe, so markiert Arbeit beträchtliche (und in diesem Sinne entworfene) Veränderungen der Umwelt, die von gesellschaftlicher Relevanz sind und zugleich eine soziale Verantwortungszuschreibung gewähren (97). Da Arbeit auf die intersubjektive Relevanz der entworfenen Einwirkung angelegt ist und kein Impulsivverhalten darstellt, bleibt allerdings unklar, wieso entsprechende Umweltveränderungen nicht nur wirklichkeitsbildende Maßnahmen sind, sondern, wie Schnettler schreibt, auch der „Destruktion der Wirklichkeit“ zuarbeiten können (98).

Auch in Luckmanns Hinwendung zur Sprache liege, nicht zuletzt angesichts der Medialisierung von Wissen, ein „gesellschaftsdiagnostischer Zug“ (124). Kommunikatives Handeln stellt für Luckmann die soziale Vermittlung handlungsorientierten Wissens dar und dient in dieser Funktion im Rahmen „sinnkonstituierte(r) Alltagspraktiken“ (129) gleichsam der Wirklichkeitsbestätigung. In diesem Zusammenhang haben sich Luckmann und seine Mitarbeiter auch der ethnomethodologisch gefärbten Konversationsanalyse gewidmet. Die Kommunikationstheorie von Hans-Georg Soeffner, der mit Luckmann nicht nur in dieser Hinsicht eng verbunden ist, demonstriert die Divergenz zu Habermas' rollenspielartiger Vernunftargumentation, welche an der Distanz zur nicht-idealisierten Sprechsituation krankt (61). Die Darstellung Soeffners ist erhellend, fällt aber doch überraschend ausführlich aus (58-68) angesichts der Tatsache, dass die Lebensweltanalyse von Schütz/Luckmann von Schnettler „hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden kann“ (76).

Sehr funktionalistisch kommt Luckmanns Religionsbegriff daher. Als Religion begreift er jedes Sinnsystem, das den profanen Alltag in eine Deutungsmatrix einzubetten weiß, die Sinnfragen abfedert (112). Religiösität ist anthropologisch fundiert und Transzendenz eine universelle Größe. Deshalb steht hinter dem Bedeutungsverlust großer Transzendenzsysteme letztlich die (durch den kommunikativen Wandel begünstigte) Verlagerung auf mikrologische „Sozialformen des Religiösen“ (120), nachdem auch die Wissenschaft sich nicht als Substitution etablieren konnte (72). Ihr Scheitern als sinnstiftende Welterklärungsmechanik hängt wohl auch damit zusammen, dass sie, wie Schütz gezeigt hat, eine Sinnprovinz mit eigenen Regeln darstellt, die sich schwerlich in den vor-/unwissenschaftlichen Alltag integrieren lässt.

Schnettler gelingt es zu zeigen, dass Luckmann den Gedanken von Schütz fortführt und eine Anatomie der Selbstverständlichkeiten vornimmt. Es ist auch ein Erfolg Luckmanns (und Bergers), dass der Alltag zu einem Gegenstand des soziologischen Interesses wurde, der weit mehr ist als ein bloßes Hintergrundphänomen. Die Decodierung der Kernelemente der sozialen Wirklichkeit unter wissenssoziologischen Vorzeichen, wie Luckmann sie stets betrieben hat, ist ein erfolgreiches und auch künftig Erfolg versprechendes Unternehmen. Schnettler ist darüber als ehemaliger Mitarbeiter Luckmanns gut informiert; über die Schwerpunktsetzungen der Monografie lässt sich indes streiten (und unstrittig problematisch ist die fehlende editorische Sorgfalt hinsichtlich diverser Druckfehler). Kenntnisreichtum zeichnet sich nicht dadurch aus, dass auch das Nebensächliche relevant werden muss. Dennoch erfährt der Leser so manches Detail über den privaten Luckmann, etwa über sein politisches Engagement in Slowenien (38f.) – und endlich bleibt es nicht länger ein Geheimnis, dass Luckmann Gründungsmitglied des PEN-Clubs Liechtenstein ist (134).

2. Park – Die Stadt als Sozillabor

Robert E. Park ist der historisch älteste der hier vorgestellten Autoren. Er steht zeitgeschichtlich der (europäischen) wissenssoziologischen Tradition am fernsten, weil deren frühen Wurzeln sich fernab seines US-amerikanischen Wirkungsfeldes bemerkbar machten. Park ist allerdings eng mit der Chicago School verbunden und hat eine fruchtbare Zusammenarbeit mit W. I. Thomas geführt. Seine Forschungsethik – ein Begriff, den ihm als strengem Propagandisten wertfreier Forschung vielleicht selbstwidersprüchlich erschienen wäre – findet in der praktischen Arbeit im sozialen Feld ihren Bezugspunkt. Für sie fordert Park eine Kombination aus empathischer Annäherung bei gleichzeitiger Wahrung des Objektivitätsgebotes. Park war darüber hinaus ein Pionier der Ethnografie, der Stadtsoziologie und der Migrationsforschung.

Für Gabriele Christmann, die Autorin der Monografie, reiht sich Park schon insofern in die Riege wissenssoziologischer Klassiker ein, als seine wichtigsten Referenzautoren Durkheim, Simmel und Thomas die „Vorreiter der modernen Wissenssoziologie“ seien (31). Park ist so gesehen aber auch das missing link zwischen dieser Tradition und den späteren Arbeiten von Blumer, Strauss und selbst, vermittelt über Schüler von Park zu Goffman. Seinen zahlreichen Studenten gab Park die Devise auf den Weg: „go and get the seat of your pants dirty in real research“; ein Ratschlag, der auch für die gegenwärtige Soziologie noch nicht aus der Mode gekommen ist und wohl leider weniger häufig „performativ verwirklicht“ wird, als der Disziplin gut tut (das Zitat findet sich nicht bei Christmann, sondern in Strübingers Darstellung zu Strauss, dort 19f.).

Es geht *Park*, für den Kommunikation das zentrale gesellschaftliche Konstruktionsprinzip darstellt (ein Gedanke, der – wie gezeigt – bei *Berger/Luckmann* innovativ weiter geführt wird), um jene kollektiven Verhaltensformen, die im öffentlichen Raum ihren Ausgang nehmen (47). Soziale Unruhen lösen demnach Massenbewegungen aus, die wiederum die genealogische Basis für Institutionalisierungen bilden (53). Wichtig ist auch der von Massenmedien erstellte Kommunikationsraum: Dieses universe of discours (44) ist ein Transporteur von Wissen, aber auch ein Instrument sozialer Vorgaben. Am Beispiel der Migration, in den USA der Jahrhundertwende ein aktuelles gesellschaftspolitisches Thema, zeigt *Park*, dass Medien Kulturverbindungen stiften und Lebensarten vermitteln können, die – über den Weg der Sedimentierung von Wissen – für die Assimilation wesentlich sind. Dabei wird nicht übersehen, dass Migranten ihre eigene Kultur reproduzieren („Transplantation“). In diesen Zusammenhang gehört *Parks* bekanntestes Konzept, der marginal man. Er ist ein Wanderer zwischen zwei Welten. Für den marginal man stellt der Anpassungsprozess an seine neue Heimat eine Zerreißprobe dar, weil er sich von seiner Kulturherkunft nicht trennen und dadurch keine identifizierende Bindung zu seinem neuen Umfeld aufbauen kann (92f.). Der strittigen Idee einer „Voll-assimilation“ setzt der Marginalisierungsgedanke also schon bei *Park* Grenzen, die dieser allerdings auch als Chance gewertet sehen will: Die Lösung von Traditionsbindungen in beide Richtungen räumt den Weg frei zu einer autonomen Gestaltungsfreiheit, die das solchermaßen entfesselte Individuum in *Christmanns* Lesart zum Prototyp des „modernen Subjekt(s)“ macht (93).

Für seine Überlegungen zur Humanökologie wurde *Park* unterstellt, eine biologistische Argumentation zu verwenden, um die Gesellschaftsentwicklung als Kulturerfolg zu interpretieren. Trotz seiner Affinität zu *Simmel*, den er persönlich hörte, und seiner Bindung an *Windelband* hat *Park* sich für sein humanökologisches Konzept merklich auch von *Comte* und *Spencer* inspirieren lassen und von dort die Überzeugung gewonnen, dass die Rekonstruktion allgemeiner Regeln für die soziale Welt prinzipiell möglich sei. Dieser Einfluss spiegelt sich in einem vierstufigen Pyramidenmodell, das *Park* in „The City and Civilization“ (1936) als Aufbau der Gesellschaft skizziert (75). Auf dem Fundament, der „biotischen Substruktur“, bauen die Kulturerrungenschaften auf: die ökonomische, politische und schließlich die moralische Ordnung. Diese kulturelle Substruktur macht Kommunikation möglich und transzendiert damit die rein biologische Ausstattung des Menschen. Dadurch wird es möglich, den ursprünglich dominanten Konkurrenzaspekt kulturell zu überformen und gemeinsame Orientierungen aushandelbar zu machen (69ff.). Ist der Konsens als Kulturfaktor etabliert, regeln Ordnungen das Handeln und die Verbindlichkeiten (die normative Einflüsse auf die Individuen) verfestigen sich.

Es ist in zweierlei Hinsicht bezeichnend, dass *Parks* Werke kaum in deutscher Übersetzung vorliegen (das gilt auch und gerade für seine „Introduction to the Science of Sociology“ von 1928, der *Christmann* das längste Kapitel widmet). Zum einen wird damit ein Desiderat deutlich, das nicht minder für die Texte von *Anselm Strauss* zutrifft. Zum anderen deutet die ungünstige Quellenlage jedoch möglicherweise an, dass *Park* Beiträge geliefert hat, die für aktuelle soziologische Debatten nur mehr von historischem Interesse sein mögen und folglich auch innerhalb der heterogenen Stränge der Wissenssoziologie keinen besonderen Eindruck hinterlassen konnten. In der Stadtsoziologie hat *Park* sich allerdings verewigen können (vgl. *Lindner* 2003). Als „Mosaik kleiner Welten“ (80) ist die Stadt für *Park* ein Sozillaboratorium voller verschiedenartiger Lebensentwürfe. Stadtgebiete mit eigenwilliger kultureller Ordnung und Bevölke-

runzungszusammensetzung bezeichnet *Park* als „natural areas“, weil sie außerhalb gezielter Planung entstehen (das können Gettos ebenso sein wie Luxusviertel). Der Bevölkerung in den unterprivilegierten Stadtteilen und hier vor allem den Afroamerikanern mangelt es aber an einem klar definierten gesellschaftlichen Status (87). Der humanökologische Konkurrenzaspekt wird durch Probleme innerhalb der race relations virulent: Rassenspannungen, die auf bedrohter Statusdominanz oder auf geografischer Isolation beruhen, forcieren das Errichten von Barrieren, um die bestehenden Unterschiede zu zementieren. *Park* glaubt daran, dass ein längerfristiger Kontakt unterschiedlicher ethnischen Gruppen zu einem Austausch spezifischer Wissensbestände und Kulturleistungen führt und damit die „Rassengrenzen“ aufhebt (89). Von heute gesehen ist klar, dass diese Prognose zu optimistisch war.

Auf kaum mehr als 100 Seiten gibt *Christmann* einen etwas gedrängten Einblick in ein größtenteils unentdecktes Werk. *Park* hatte den Anspruch, Theorie nur insofern zu „betreiben“, als sie empirisch fundiert sein musste; dies hat er durch die konsequente Entscheidung unterstrichen, empirische Forschung in das Zentrum seines Interesses zu stellen. Seine Theorieabstimmung geht einher mit einer Kritik an statistischen Verfahren, die für *Park* die Fülle sozialer Gruppenprozesse und individueller Lebenswelten nicht adäquat einfangen können (103). Dieses Lob der sozialen Wirklichkeit in Verbindung mit der Einsicht, dass nicht nur der archaische, sondern auch der „zivilisierte“ Mensch ein anthropologisches bzw. soziologisches Untersuchungsobjekt sein kann und sein soll, darf als Leitfaden seiner wissenschaftlichen Ausrichtung gelten.

3. Strauss – Verlaufskurven und Statuspassagen

Das Zentrum seiner Forschungsarbeit bilden für *Anselm Strauss* die Interaktionen, die innerhalb von Arbeitsorganisationen ablaufen. Wie *Jörg Strübing* zeigt, hat der in New York geborene Sohn einer deutschstämmigen jüdischen Familie seine anfängliche Begeisterung für die Naturwissenschaften rasch zugunsten der Soziologie und der Sozialpsychologie abgelegt, aber das hat *Strauss'* Interesse an der Medizin nicht gemildert. Jahre später sollte er sie hinsichtlich ihrer institutionellen Struktur und der darin liegenden sozialen Prozesse zum Gegenstand diverser Veröffentlichungen machen. *Strauss* baut auf zwei verschiedenartigen „Chicagoer Leitlinien“ auf: Zunächst verfolgte er, hierin von *Herbert Blumer* geprägt, einen sozialpsychologischen Interaktionsansatz, von dem er sich jedoch nach seiner Dissertation über Partnerwahl (1945) zunehmend zugunsten einer – von *Dewey* inspirierten – pragmatischen, „auf Prozesse gesellschaftlicher und organischer Strukturbildung bezogene(n) Feldforschung“ (20) distanziert. Dieser Fokus geht, vermittelt über den *Park*-Schüler *Everett C. Hughes*, unmittelbar auf *Parks* eindringliche Anleitung zurück, der Soziologe möge seine Erkenntnisse empirisch und in Eigenregie gewinnen.

Ähnlich wie im Falle *Parks* liegen von *Strauss'* zentralen Texten bislang kaum deutsche Übersetzungen vor, was *Strüblings* Einführungstext zu einer Art „Kompasslektüre“ macht, was aber auch ein wenig den Umstand verdeckt, dass eine systematische Gesamtdarstellung seiner Theorie von *Strauss* selbst nicht vorliegt. Sein Leitmotiv ist im Wesentlichen eine „Soziologie der Praxis“ (13), die *Strauss* hin zu diversen professionssoziologischen Arbeiten geführt hat – und die beispielsweise *Goffman* nachdrücklich beeinflusst haben, der 1953 bei *Strauss* promovierte. *Strauss'* Ansatz basiert auf der Annahme, dass die Routiniertheit des Alltags dadurch zur Routine geworden ist, weil sie implizit gesell-

schaftlich transportierte Lösungsansätze für Problemfälle bereithält, die erwartbar und insofern typisch sind.

Im deutschsprachigen Raum ist *Strauss* bislang wenig bekannt, obwohl er 1955 in Frankfurt am Main und 1975 in Konstanz Gastprofessuren innehatte. Hierzulande liegt seine bemerkenswerteste Leistung vermutlich in seiner Pionierarbeit auf dem Gebiet der Grounded Theory. Grounded Theory steht für eine Theorieentwicklung anhand empirischer Daten. Das theoretische Gerüst operiert nicht im Vorfeld wie ein Orientierungsmaßstab, der das Spektrum der daran anschließenden empirischen Bestätigungen oder Widerlegungen bestimmt, sondern es wird vielmehr erst im Prozess der Auswertung empirischer Erkenntnisse konstruiert. Dieser Ansatz stellt nicht zuletzt eine Fundamentalkritik am damals vorherrschenden Funktionalismus dar (45ff.).

Bis zum seinem Tod im Jahr 1996 hat *Strauss* aktiv geforscht und publiziert, und immer wieder hat er sich dabei (vor allem im Kontext medizinsoziologischer Studien) mit den Phänomenen Tod und Sterben beschäftigt. Sterben ist für *Strauss* eine „Statuspassage“ (34), die oft ungeplant verläuft und nur bedingt geregelte Handlungsabläufe provoziert (119). Die „Verlaufskurve“ (trajectory) des Sterbeprozesses beinhaltet innerhalb der Institution Krankenhaus Interaktionen mit und Handlungsweisen (Arbeitsschritte) von Beteiligten, die in diese Kurve eingerechnet werden müssen. Es sind, so *Strauss*, Interaktionen, die Gegebenheiten und Optionen erst herstellen, woraus folgt, dass die soziale Ordnung temporär ausgehandelt wird und Handlungen sich strukturbildend auswirken (54). *Strübing* unterstreicht anschaulich, dass *Strauss* damit Aufklärungsarbeit wider die falsche Annahme leistet, Strukturen seien wie Faktizitäten „gesetzt“, während es sich tatsächlich um ein analytisches Konstrukt handelt, mit dem sich die soziale Welt besser untersuchen lässt.

Aus wissenschaftsoziologischer Perspektive sticht *Strauss'* Konzept der „sozialen Welten“ hervor. Für *Strauss* sind soziale Welten Perspektiven innerhalb von Bezugsgruppen. Diese Welten weisen Charakteristika wie spezifische Aktivitäten, Orte und Techniken auf; sie können zu Organisationen wachsen (83). Eine Kontrastierung mit vergleichbaren Modellen bei *Schütz* und *Luckmann* hätte aufzeigen können, inwieweit das von *Strauss* hinter der Weltmetapher versteckte Sozialkonzept die Wissensebene von Akteuren involviert und sich von der Rollentheorie unterscheidet. Wie *Schütz* ist schließlich auch für *Strauss* die Kommunikations- und Koordinationsebene im Alltag ein wiederkehrendes Motiv, anders als dieser begreift er den Alltag jedoch als Treffpunkt von Angehörigen divergenter Sozialwelten, die in Beziehung treten (91). Und ähnlich wie *Luckmann* operiert *Strauss* mit einem Arbeitsbegriff, der – in den Worten *Hans-Georg Soeffners* – auf „das tätige Ausgestalten von Handlungsräumen, Handlungszeiten, Lebenszeiten“ abstellt (zit. nach 100).

Obwohl die Darstellung *Strübing's* im Ganzen vielleicht ein wenig zu selektiv wirkt, gibt sie am Beispiel von *Strauss* erhellende Einblicke in die faszinierende Vielschichtigkeit des Wissenschaftsoziologiebegriffs. Ganz anders orientiert als die Argumentation von *Schnettler* verzeichnet *Strübing* die Abstinenz einer gesellschaftstheoretischen Perspektive als Pluspunkt. Es sei nämlich gerade *Strauss'* prinzipiell empirisch angeleitete Handlungsorientierung mitsamt der daraus folgenden interaktionistischen Perspektive, die ihn zu einem Klassiker der Wissenschaftsoziologie macht (129). Das Verdienst seiner Forschungspraxis liegt zweifellos in ihrer stringenten Loslösung von übertriebener Textfixiertheit, die schon *Park* gepredigt hat. Die so gewonnenen Einsichten haben kontrovers behandelte Themen wie das Sterben auf die soziologische Agenda gesetzt und da-

mit den – gleichwohl auch nicht übertrieben theoriefeindlichen – Weg zur „Wirklichkeit hinter den Daten“ (*Strauss*) beschritten.

4. Mauss – Der Kampf zwischen Vernunft und Gefühl

Mit *Stephan Moebius* als Autor liegt der Band, der *Marcel Mauss* gewidmet ist, in den Händen eines ausgewiesenen Experten, der sich seit einigen Jahren um die Bekanntmachung von *Mauss'* Werk und überhaupt um die französische Soziologie der Vergangenheit und Gegenwart verdient macht. *Moebius* stellt *Mauss* als den Neffen, Koautor, Mitarbeiter, Freund und Kritiker *Durkheim's* vor, den *Mauss* in gewisser Hinsicht beerbt hat, und aus dessen gewaltigem Schatten er sich durch eigenständige Leistungen emanzipieren konnte, ohne je zu einer prominenten Figur des öffentlichen Interesses zu werden. Die Fragestellungen, die *Mauss* zeitlebens beschäftigten, liegen an der Schnittstelle von Soziologie, Ethnologie und Psychologie. Es geht ihm um die Übersetzungen (104), die eine multidisziplinäre Fokussierung einzelner sozialer Phänomene zu Tage fördert. Das übergreifende Hauptthema, das im Zentrum seines Interesses steht, ist nicht die Religion, sondern die Vielfalt religiöser Erfahrungs- und Ausdrucksformen, denen *Mauss* seine „Soziologie des religiösen Wissens“ (22) widmet. In zahlreichen Essays und in Aufsätzen für die Zeitschrift *L'Année Sociologique*, für die *Mauss* seit ihrem ersten Erscheinen im Jahr 1898 Beiträge lieferte, zeichnet sich ein eigenständiges Profil heraus, das den immensen Einfluss *Durkheim's* dennoch nicht verleugnet.

Mauss' Renommee gründet sich zu einem gewichtigen Teil auf seine ethnologischen und anthropologischen Studien. Der Brückenschlag zur Wissenschaftsoziologie erfolgt, was nahe liegt, ebenfalls über *Durkheim*, dessen Pionierstudien über die „Sozialität des Wissens“ (*Knoblauch* 2005: 66) *Mauss* maßgeblich inspirierten. 1903 kommt es zwischen diesen beiden zur Veröffentlichung einer gemeinsamen Untersuchung, die *Moebius* als dezidiert wissenschaftsoziologische ansieht. In der Studie „Über einige primitive Formen von Klassifikation“ argumentieren *Mauss* und *Durkheim* anhand von Quellen über australische, amerikanische und chinesische Ureinwohner, dass zwischen logischen Klassifikationssystemen wie Zeit, Raum und Kausalität auf der einen und sozialen Organisationsmustern auf der anderen Seite ein Strukturzusammenhang besteht, der sich nicht psychologisch erklären und auch nicht als Naturphänomen begreifen lässt (65f.). Vielmehr entsteht Sozialität aus sozialen Umständen heraus und ist somit keine abhängige Variable, sondern eine Größe eigenen Rechts. Die soziale Morphologie – der Blick auf materielle Faktoren wie Territorium, Gemeinschaftsgröße, Sozialorganisation und das „Ensemble der Dinge“, die für das kollektive Leben wichtig sind –, bestätigt für *Mauss* einige Jahre später am Beispiel der Eskimos, dass das Kulturleben in der Tat nicht einzig von biologischen, technischen oder Umweltfaktoren bestimmt wird (83). Trotz seines ausdrücklichen Lobes für den Wert der empirischen Forschung und Statistik hat *Mauss*, mit Ausnahme einer Reise nach Marokko im Jahr 1930, das Bücherverschlingen übrigens der Feldarbeit vorgezogen: Er habe, formuliert einer seiner Schüler, „die Welt durchreist, ohne seinen Sessel zu verlassen, sich durch die Bücher mit den Menschen identifizierend“ (8).

Durkheim stand der Ethnologie in dem Werk „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ noch vergleichsweise skeptisch gegenüber. *Mauss* überwindet diese Skepsis und fungiert auf französischem Boden als Pionier der akademischen Anerkennung dieser Disziplin. In seinem einflussreichen Lehrbuch (genau genommen handelt es sich um eine Sammlung von Vorlesungsmitschrif-

ten) begreift er die Ethnologie als gewissermaßen statistisch unterfütterte Methode des Gesellschaftsvergleichs (57). In Vorwegnahme des von *W. I. Thomas* geprägten wissenssoziologischen Credos betont *Mauss*, dass nicht die Wirksamkeit, sondern der Wirksamkeitsglaube soziale Konsequenzen mit sich bringt (75f.). Das gilt nicht nur für das Diskursbündel Religion/Magie, welches *Mauss* in den beiden Bänden über Soziologie und Anthropologie thematisiert hat, sondern für alle gemeinschaftlich getragenen Vorstellungen. Auch Körpertechniken seien durch soziale Überformung von ihrer rein biologischen Basis abgetrennt und können folglich durch soziale Einflüsse verändert werden (76).

Am nachdrücklichsten konnte sich *Mauss* in das kollektive Gedächtnis der Wissenschaftsgeschichte mit einer Untersuchung einschreiben, die wider das Wertfreiheitsideal zugleich seine politische Position reflektiert. In seinem Essay über „Die Gabe“ geht *Mauss* von drei Pflichten aus, die im Raum stehen, wenn ein archaischer Stamm einem anderen ein Geschenk darbietet. Auf das Geben des Präsents folgt das Annehmen, dadurch aber steht die Pflicht zur Erwidmung im Raum (86). Das ursprüngliche freiwillige Präsent wird zum Initiationsmoment eines Gabentauschs, bei dem jedes Geschenk das vorherige übertreffen muss, um als adäquate Repräsentation gelten zu können. Die reziproke Überbietung (potlatsch) kann bis zur Verschwendung und Verausgabung führen. Mit der Schenkungen von Dingen gehe auch ein Teil der Kraft des Schenkenden über, was *Mauss* symbolisch mit dem Begriff *mana* erfasst, und überdies stiftet das Geben und Nehmen, so sehr auch das agonistische Prinzip im Vordergrund steht, soziale Verbindungen. Mit dieser Struktur, die *Lévi-Strauss* später in „Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft“ (1949) zum Ausgangspunkt seiner Inzesttheorie machte, verbindet *Mauss* nun aber auch eine gesellschaftspolitische Vision: In vermeintlich positiv konnotierten Handlungsweisen können sich subtile Profitinteressen verbergen. Geben ist nicht seliger als Nehmen, sondern im Sinne des potlatschs eine Herausforderung. In der Gabe buchstabiert *Mauss* daher eine Gesellschaftsentwicklung aus, die vom Diktat des Utilitarismus wegführt und den Kampf „Vernunft gegen Gefühl“ entscheidet (56).

Moebius fasst die Kerngedanken von *Mauss* mit jener Mixtur aus Übersicht und notwendiger Beschränkung auf das Wesentliche zusammen, die für solche Einführungsliteratur unabdingbar ist. Es wird nachvollziehbar, dass *Mauss* – wie *Durkheim* – nach einem gesellschaftlich tragfähigen Moralprinzip gesucht hat, das ihn schlussendlich zur Ablehnung des bolschewistischen Experiments in Russland und in starke Affinität zu *Jean Jaurès* brachte. Dem moralischen Ziel soll die Wissenschaft helfen – und Soziologie sei dabei, so *Mauss*, „das wichtigste Mittel, um die Gesellschaft zu erziehen“ (121).

5. Schütz – Die Sinnhaftigkeit des Alltags

Alfred Schütz, dessen Leben und Werk von *Martin Endreß* skizziert wird, ist unter den vorgestellten Soziologen derjenige, auf den das Etikett des „Klassikers“ wohl am meisten zutrifft. *Schütz*' sozialphänomenologischer Ansatz hat kurz nach seinem Tod im Jahr 1959 stetig an internationaler Aufmerksamkeit gewonnen und spielt bis in die Gegenwart hinein die Rolle einer fruchtbaren und diskussionswürdigen Sozialtheorie, auch wenn ihre Anschlussfähigkeit gegenwärtig etwas geringer ausfällt als vor etwa 25 Jahren. Dennoch ist *Schütz* sein Platz in den gängigen Einführungsbüchern zur Soziologie sicher. Der Bekanntheitsgrad und die Zugänglichkeit seines Werkes (*Endreß* gehört zum Herausbergremium der lange geplanten und nun im Komplettierungsprozess begriffenen Werkausgabe) bringen allerdings das Problem mit sich, dass über diesen Autor

nicht schlichtweg nur „Einführendes“ gesagt werden kann. Vor diesem Hintergrund bietet das Buch ein teilweise sehr ausführliches und vergleichsweise recht komplexes Referat des Lebens- und Denkweges von *Schütz*.

Endreß sieht Parallelen zum Aufstieg des Theoriegebäudes von *Schütz* mit dem wiedererwachten Interesse an der Soziologie *Max Webers* (9), der für *Schütz* (neben *Husserl*) als Bezugspunkt, ja als Leitstern seiner Forschungs- und Publikationstätigkeit fungierte. Im Kern geht es *Schütz* von seiner ersten größeren Veröffentlichung an, „Dem Sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ (1932), um das Fremdverstehen und damit um eine gewissermaßen „vor-soziologische“ Frage, die in *Schütz*' Perspektive indes gestellt werden muss, um der Verstehenden Soziologie *Webers* eine intersubjektive Grundierung zu verleihen. Die Annahme, dass die soziale Wirklichkeit auf einer unausgesprochenen konformen Sinnbedeutung basiert, stellt für *Schütz* eine Leerstelle dar, die es analytisch zu füllen gilt. Dieser Ausgangspunkt bildet eine kontinuierliche Orientierungslinie für sein gesamtes Werk (19f.). Im Zentrum steht überdies die „durch Handeln und Wissen erfolgenden Strukturierung(en) sozialer Wirklichkeit“ (10), die von Sozialakteuren im Alltag vorgenommen werden. Zu unterscheiden sei, so *Endreß*, zwischen einer protosoziologischen, quasi-anthropologischen Sozialtheorie, die die Strukturen der Lebenswelt mit Fokus auf das Wirken und die Wirkensbeziehungen dieser Akteure beleuchtet (48, 72f.), und einer Gesellschaftsanalyse, die bei *Schütz* um Typisierungen und Institutionalisierungen kreist (110, 132).

Der Rekurs auf die Phänomenologie *Edmund Husserls* wird von *Schütz* auf dem Weg zur Lösung des Problems vorgenommen, ein adäquates Verstehen von zunächst subjektiven Sinnsetzungen zu ermöglichen (38f.). Die von *Husserl* in seinem Spätwerk postulierte Begründung von Intersubjektivität, die auf der bewusstseinsbasierten „analysierenden Erfahrung“ fremder Leiblichkeit basiert, lehnt *Schütz* als „transzendente Architektur“ ab (*Schütz/Gurwitsch* 1985: 392), aber er gesteht ein – und widerspricht darin der Einschätzung seines Schülers *Luckmann*, dass ein solcher Begriff selbstwidersprüchlich sei (bei *Schnettler* 124) –, dass es ihm um eine „auf phänomenologischen Prinzipien beruhende(n) Soziologie“ geht (36), die mithin als „philosophische(...) Soziologie“ daherkommt (105). Die phänomenologische Basis soll dem Aufspüren der „Nicht-Selbstverständlichkeit des Selbstverständlichen“ dienen (66, 81). Das hat *Schütz* die Kritik eingebracht, eine im Kern unsoziologische Theorie zu verfolgen, die gesellschaftstheoretischer Implikationen entbehrt (*Eickelpasch/Lehmann* 1983).

Dem stellt *Endreß* das Bild eines Soziologen entgegen, der auf dem dialektischen Verweisungszusammenhang von Subjektivität und Sozialität aufbaut (69, 117). Da der „Aufbau sozialer Wirklichkeit“ sich für *Schütz* durch die „wechselseitige Verzahnung und das Aufeinander-Bezogensein der von Handelnden vollzogenen Sinnsetzungsprozesse“ (76) stützt, die Klärung des Sinnbegriffs aber den Gang zu den „fundamentalen Tatsachen des Bewußtseinslebens“ (*Schütz* 2004: 75; vgl. 67) erfordert, offenbart sich die geheime Struktur der Selbstverständlichkeit, auf die im Alltag (inter)subjektiv rekuriert wird, folglich durch die Analyse jener Wissensformen, die diese Fraglosigkeit konstituieren. Die Eigenart des Alltagswissens rückt es zwar in Distanz zum Spezialwissen etwa der Wissenschaftler (54), aber es gibt eine Kontinuität der „Denktypen“, da auch Wissenschaftler Alltagsmenschen sind. In *Endreß*' Darstellung scheint die „wissenschaftliche Problemrelevanz“ (58) von der Rationalität des Alltagskalküls allerdings weniger weit entfernt, als *Schütz* selbst vermutet hat. Denn in dieser Frage – die immerhin ein zentrales Streitthema des schlussendlich unveröhnt abgebrochenen Briefwechsels zwischen *Schütz* und *Parsons* bildete – legt

die Differenzierung verschiedenartiger Konzentrationsformen eine Art Rollenverteilung nahe, die das Bewusstsein ganz und gar auf die aktuelle Aufgabe polt. Die Spannung zwischen speziellen Aufgaben und dem fraglos Vertrauten ist im Alltag aber weder ein konstitutives Motiv, noch ein Störfaktor, der erst lebensweltlich akzeptiert werden muss. Die Integration außeralltäglicher Begegnungen (mitsamt ihrer spezifischen Anforderungen und „fremdartigen“ Sinnsetzungen) erfolgt nicht ausdrücklich unter Inkaufnahme des Übergangsschocks, von dem Schütz (im Anschluss an Kierkegaard) spricht. Denn auch wenn die Differenzen zwischen finite provinces of meaning, denen man sich anschließt oder in die man hinein gerät, im Vergleich zur Alltagsnormalität bekannt sind, ergibt sich daraus in der lebensweltlichen „Gesamtschau“ kein durch Schocklähmung fragmentiertes Chaos, sondern ein intaktes Wirklichkeitsbild, das die Differenzen plausibilisiert und einebnet, ohne deshalb „homogen“ sein zu müssen (vgl. 115).

Die wissenssoziologischen Elemente in Schütz' Theoriegebäude fasst Endreß bündig in einem separaten Kapitel zusammen und zeigt, dass die Wurzeln der hier vorgestellten Typologien partiell ebenfalls in einem dezidiert soziologiefremden Umfeld verlaufen, nämlich bei William James, mit dem sich Schütz – den auch ökonomische Prozesse, Musiksoziologie, Literatur, Ethnologie und der französische Existenzialismus beschäftigten – intensiv auseinandergesetzt hat. Schütz hält übrigens die Ungleichverteilung von Wissen für ein wahrhaft wissenssoziologisches Thema (113); die vielfältige Anschließbarkeit dieses Vorschlages zeigt sich wohl erst heute im rechten Licht.

Endreß greift die vielfältigen Impulse, die aus Schütz' Werk hervor gehen, mit großer Sachkenntnis auf, jedoch wirkt seine Einführung stellenweise abstrakt und über Gebühr „akademisch“ angesichts der Lebensweltnähe, die Schütz für seine Arbeiten reklamiert hat. Der Zusammenhang zwischen Werk und Biografie, der sich bei Schütz wegen seines „Doppellebens“ als Finanzbeamter und Wissenschaftler, und mehr noch hinsichtlich seiner Flucht vor dem Nazi-Regime aus Wien in die USA, wo er an der New School for Social Research erst spät eine Vollzeitstelle antreten konnte, aufzudrängen scheint, wird in Endreß' Darstellung dennoch auf gelungene Weise behutsam relativiert. Damit kommt er Schütz' eigener wissenssoziologischer Einordnung entgegen: Im Briefwechsel mit seinem langjährigen Freund Eric Voegelin betont Schütz, dass die Rückführung einer Theorie (in diesem Fall der Verstehenden Soziologie Webers) auf die Persönlichkeit des Theoretikers nicht nur ein Irrtum, sondern eine „wissenssoziologische Perversion“ sei (Schütz/Voegelin 2004: 387f.).

6. Fazit: Die Wissenssoziologie und ihre Klassiker

Keiner der vorliegenden fünf Einführungsbände enttäuscht, wenn man sie als das betrachtet, was sie sein wollen: Überblicksmonografien, die das Werk bedeutender Wissenschaftler nicht in seiner Gänze diskutieren, sondern mit Blick auf die heutige „Diskursfähigkeit“ komprimiert vorstellen wollen. Inwieweit den porträtierten Ansätzen von heute aus eine verwertbare Anschlussfähigkeit zukommt – oder eben nicht –, wird in extenso nicht diskutiert; dieser elegante Zug bringt den Leser dazu (und das ist auch kein schlechter Erfolg), sich im Zweifelsfall, wie so oft, eben doch mit den Originaltexten auseinander zu setzen. Als Appetizer für die Lektüre der Primärliteratur taugen die „Klassiker der Wissenssoziologie“ zweifellos. Positiv sticht auch das lobenswerte Personen- und Sachregister heraus, das jedem Band beigegeben ist.

Ein Effekt der kategorialen Auffassung von Wissenssoziologie, die die vorliegenden Schriftenreihe dominiert, ist allerdings, dass im Zentrum der einzelnen Bände Personen stehen, deren Zuordnung zur Wissenssoziologie (oder sogar zur Soziologie im Allgemeinen, siehe Foucault; der Band von Rainer Keller ist mittlerweile erschienen) sich nicht in jedem Fall auf den ersten Blick erschließt. Gewiss gibt es hinsichtlich der Aufnahme der „Klassiker“ in jedem Einzelfall gute Argumente, die für die Einbettung in ein – zumal derart breit gefächertes – wissenssoziologisches Raster sprechen. Die Kehrseite der guten Argumente ist, dass diese Zuschreibung vielleicht schon deshalb stets „gelingt“, weil ihr ein sehr allgemeiner und nicht hinlänglich präziser Begriff von Wissenssoziologie zugrunde liegt. Anders gesagt: Eine großzügige Definition von Wissenssoziologie hebt ihr Spezifikum auf und führt, treibt es man nur weit genug, dazu, dass schlussendlich jeder „große“ (oder überhaupt jeder) Soziologe wissenssoziologische Implikationen offenbart. Das ist keine besonders originelle, sondern eine altbekannte Problematik – die mit der fehlenden Institutionalisierung und „Verregelung“ der Wissenssoziologie verknüpft ist (vgl. Knoblauch 2005: 9).

Wer über die Verlaufslinien der Wissenssoziologie im engeren Sinne informiert werden möchte, wird in den ersten fünf Bänden der Schriftenreihe also nur bedingt bedient, da die Personenzentrierung wenig Raum für das Aufzeigen von Konvergenzpunkten lässt. Dadurch wird die Schwierigkeit umschifft, die oft uneindeutigen Verbindungslinien zwischen älteren und neueren wissenssoziologischen Blickwinkeln herzustellen. Zwar kann eine knappe Einführung nicht mit den Vorzügen des leichten Nachschlagens in Handbüchern (vgl. Schützeichel 2007) oder mit den Recherchemöglichkeiten in Grundlagenwerken (Knoblauch 2005) konkurrieren. Aber es ist doch auffallend, dass (mit systematischer Absicht?) Konturierungen der je spezifischen wissenssoziologischen Profile, die die „Klassiker“ im Einzelnen ausmachen, fehlen oder schwach ausgeprägt sind. Dieses Manko stellt den vielleicht größten Nachteil unter vielen Vorteilen dar, die die Schriftenreihe in ihrer gegenwärtigen Form aufweist. Wenn die theoretische „Gesamteinordnung“ der Wissenssoziologie absichtsvoll der Fokussierung individueller Perspektiven weicht, was nach der Struktur der Bände verständlich ist, so wäre doch die Kennzeichnung der spezifischen wissenssoziologischen Implikationen wünschenswert. Fazit: Die Meriten einer personenzentrierten Darstellungsform, die zugleich Theoriegeschichtliches vermittelt, lassen sich angesichts der vorliegenden Auswahl trotz einiger Vorbehalte nicht bestreiten. Sie schlägt Schneisen in das undurchsichtige Dickicht der Soziologiegeschichte und gibt damit den Blick frei auf soziologische Landschaften, die auf diese Weise vielleicht ein wenig von ihrer Abgeschiedenheit verlieren.

Literatur

- Peter L. Berger / Thomas Luckmann 1992: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Emile Durkheim 1984: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rolf Eickelpasch / Burkhard Lehmann 1983: Soziologie ohne Gesellschaft? Probleme einer phänomenologischen Grundlegung der Soziologie. München: W. Fink.
- Hubert Knoblauch 2005: Wissenssoziologie. Konstanz: UVK.
- Claude Lévi-Strauss 1993: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rolf Lindner 2003: Robert E. Park (1864-1944), in: Dirk Kaesler (Hrsg.): Klassiker der Soziologie, Bd. 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias. München: Beck, 213-229.

- Alfred Schütz* 2004: Werkausgabe, Bd. 2: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz: UVK.
- Alfred Schütz / Aron Gurwitsch* 1985: Briefwechsel 1939-1959. München: W. Fink.
- Alfred Schütz / Eric Voegelin* 2004: Eine Freundschaft, die ein Leben lang gehalten hat. Briefwechsel 1938-1959. Konstanz: UVK.
- Rainer Schützeichel* (Hrsg.) 2007: Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK.
- Ilja Srubar* 1988: Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.